



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

im Verhängnisse Louis Bonaparte's ist nicht sein glücklicher Aufschwung, nicht das beispiellose Gelingen der beispiellosen That — es ist vielmehr der Umstand, daß er trotz seiner unerhörten That zum Wohltäter der überrumpelten Nation werden konnte, jetzt noch — wenn er seine Macht, seine Reformen, seine Verbesserungen aus anderen Rücksichten als aus jenen seiner persönlichen Interessen, anders als in Aussicht auf das Kaiserreich benutzen wollte. Victor Hugo sagt mit Recht, daß Heinrich V. auf den Thron gelangt auch Socialist sein müßte; man hat es vor ihm gesagt, aber Heinrich V. würde der nothwendigen socialen Umgestaltung nicht so gut vorgearbeitet haben, als es Louis Napoleon, als es Se. Majestät der Kaiser der Franzosen thut. Louis Napoleon ist der Attila der politischen Parteien, die Frankreich in's Elend gestürzt. Der 2. December ist der Schwefelregen, der auf Sodom und Gomorha herabgefallen. Die Furcht vor Utopien ist mit mancher Utopie selbst zu Grabe gegangen, und kein Mann, der Einfluß bei einer zukünftigen Revolution haben wird, kann an einen andern Ausgangspunkt, an eine andere Grundlage denken, als die unbegrenzte Freiheit der Commune und des Individuums. Aber Anderes muß sich hieraus entwickeln, und daß sich eine solche Ueberzeugung mit solcher Kraft und mit solcher Gleichzeitigkeit im Bewußtsein eines Landes wie Frankreich äußert, das ist kein kleiner Fortschritt, kein kleiner Gewinn. Hugo hat Recht und man hat es vor ihm gesagt, der zweite December ist das memento mori der Bureaucratie, der Armee, des vom Staate bezahlten Clerus einer unabsehbaren nichtgewählten Magistratur.

W o c h e n b e r i c h t .

Heinrich v. Gagern in Heidelberg. — Wir geben auf Ehrenbezeugungen und Trinksprüche nicht viel; wenn wir in diesem Fall eine Ausnahme machen, so geschieht es nur, um durch das Beispiel des ehemaligen verehrten Führers unsrer Partei unsre Gesinnungsgenossen darauf aufmerksam zu machen, daß die Ansicht, wir seien in unsren politischen Zuständen noch nicht auf dem Punkt angelangt, wo man an Allem verzweifeln müsse, doch immer noch sehr bedeutende Vertreter findet. Gagern hat es feierlich ausgesprochen, daß nach seiner Ueberzeugung das monarchisch-constitutionelle Princip und dieselbige Form der deutschen Einheit, wie sie in dem Jahre 1848 von den Mittelparteien angestrebt wurde, immer wieder der leitende Gedanke jeder neuen Bewegung sein müsse. Er hat zugleich den dynastischen Particularismus als dasjenige bezeichnet, was man unausgesetzt bekämpfen müsse, um eine endliche Lösung unsrer Verwicklung vorzubereiten. Wir stimmen ihm in beiden Punkten vollkommen bei, und wollen nur noch einige Bemerkungen daran knüpfen, um etwaige Mißverständnisse abzuschneiden. Der monarchische Geist, den man ganz mit Recht als eine charakteristische Eigenschaft des deutschen Volks darstellt, entspringt nicht aus der Pietät gegen ein bestimmtes Herrschergeschlecht, sondern aus dem Bestreben aller edlen Geister, einer

mächtigen, energisch concentrirten Nation anzugehören, die sich eine Stellung in der Weltgeschichte erringen soll. Es ist dieselbe Sehnsucht, welche die Besseren und Gebildeteren unter den Auswanderern nach Amerika treibt, nicht um sich in den Atomen zu verlieren und sich an ein rein materielles Dasein zu verkaufen, sondern um einer mächtigen, freien und entwicklungsfähigen Nation anzugehören. Aus diesem richtig verstandenen monarchischen Sinn der Deutschen, welcher seiner Natur nach nicht in der Luft schweben konnte, sondern sich an eine bestimmte politische Gestaltung knüpfen mußte, entsprang die Hineigung der liberalen Partei zu Preußen, einem Staat, der ein festes monarchisches Fundament darbot, sehr bedeutende nationale Traditionen, und der sich seiner ganzen Natur nach als entwicklungsfähig und entwicklungsbedürftig erwies. Diese Ansicht von dem Wesen des preussischen Staats ist durch seine gegenwärtige Erscheinung noch keineswegs widerlegt, und wir müssen uns daran gewöhnen, die Fähigkeit an dem Festhalten eines bestimmten Gedankens, die wir bei den Engländern so sehr bewundern, die wir aber bei uns als Ausfluß philisterhafter Beschränktheit gering zu schätzen geneigt sind, endlich in unsrem eignen politischen Leben anzuwenden, welches vorzugsweise durch seine Unstätigkeit so zerrüttet worden ist. — Was ferner den Begriff des Constitutionalismus betrifft, den wir mit diesem Gedanken der deutschen Monarchie verbunden haben, so beruht er keineswegs auf dem Glauben an ein allein stigmachendes System, sondern auf dem unabwendbaren Bedürfnis, aus den widerstreitendsten Elementen ein einheitliches, die Nation durchdringendes Staatsleben hervorzubringen; eine Aufgabe, die nur durch das System der Volksvertretung gelöst werden konnte. — Man hat es den Liberalen häufig vorgeworfen, daß sie noch immer zu sanguinisch sind, daß sie noch immer mit augenscheinlich zweckloser Arbeit sich abquälen, Zustände zu consolidiren, die keinen Kern mehr haben. Es handelt sich aber auch nicht blos um die Erhaltung mechanischer Institutionen, sondern um die Erhaltung einer in äußerlicher Erscheinung dargestellten Gesinnung, die, wie auch die Geschicke sich wenden, der weitem Entwicklung eine bestimmte Physiognomie geben muß. Es ist allerdings möglich, obgleich lange nicht so ausgemacht, und namentlich lange nicht so wünschenswerth, als von Seiten der Demokratie behauptet wird, daß wir oder unsre Kinder noch einmal eine Revolution erleben, oder sonst ein mächtig durchgreifendes Ereignis, welches alle gewöhnlichen Vorstellungen über den Haufen wirft; allein auch in diesem Fall wird weiter nichts erreicht werden, als die alte wüste und gedankenlose Anarchie, wenn das Ereignis nicht eine ihrer Zwecke und ihrer Mittel klarbewusste Partei antrifft, die sich von dem Spiel des Zufalls nicht irre führen läßt.

General Haynau in Brüssel. — Wir haben uns bei einer frühern Gelegenheit, als die Barclay'schen Bierbrauer sich anmaßten, das Forum der Weltgeschichte zu vertreten, sehr energisch gegen dieses Unterfangen ausgesprochen. Zu einer Lynchjustiz gegen bedeutende historische Persönlichkeiten, deren Ruf ihm aus irgend einem Grunde unbequem ist, ist der Böbel, d. h. die blos von den Leidenschaften bestimmte Masse, sehr leicht zu bringen; er hat aber immer unrecht, nicht blos, weil die Form seines Urtheils gewöhnlich eine barbarische ist, sondern auch die Gründe desselben niemals stichhaltig sein können, wenn er auch zufällig einmal das Richtige trifft. Die Art und Weise dagegen, wie die gute Gesellschaft in Brüssel dem General Haynau am zweiten Tage, als er die öffentliche Meinung gewaltsam herausforderte, zu verstehen gab, daß

sie es nicht für besonders ruhmwürdig halte, junge Sängerrinnen auf dem Markt auspeitschen zu lassen, weil sie ein patriotisches Lied vorgetragen, in einer eroberten Stadt massenweise Erschießungen vorzunehmen und lange nach Beendigung eines Bürgerkriegs ergraute Staatsmänner und Feldherren, den Stolz ihrer Nation, an den Galgen zu schicken, scheint uns gar nicht unzweckmäßig. Das öffentliche Sittlichkeitsgefühl hat allerdings ein Recht, sich vernehmlich zu machen, und die würdigste Art, es auszudrücken, besteht darin, daß man um den Mann, der es auf's schrecklichste verletzt hat, einen Cordon bildet, wie um Gegenden, die von der Pest heimgesucht sind. — Es ist gerade für unsre Partei zwar ein Zeichen von ehrenwerther Bildung, daß sie in ihrer frühern Polemik, so sehr sie auch provocirt wurde, fast überall die Persönlichkeiten vermieden hat; allein auch dieser an sich vollkommen richtige Grundsatz hat seine Grenzen. Es giebt Fälle, wo der allgemeine Abscheu sich nicht blos auf die Sachen, sondern auch auf die Personen erstrecken muß. In dieser Beziehung haben die Zwistigkeiten, die sich in kleineren Räumen bewegen, den Vorzug, sehr bald eine bestimmtere sittliche Physiognomie anzunehmen. So ist es z. B. mit Schleswig-Holstein. Hier hat die öffentliche Meinung nicht die geringste Macht, factisch in die Verhältnisse einzugreifen, und doch ist sie in einem gewissen Sinn allmächtig, denn sie entzieht dem Verräther an der Sache seines Landes, ohne sich durch irgend einen sentimentalen Zweifel stören zu lassen, augenblicklich die geistige Lebensluft. Die allgemeine Bewegung in Deutschland war darin viel ungünstiger gestellt. Die Conflictte der Parteien waren so zahlreich, so wenig zu übersehen, und es durchkreuzten sich so viele nur dem Mikroskop wahrnehmbare Fäden, daß an ein allgemeines, mit einer gewissen Sicherheit und Würde auftretendes Urtheil nicht zu denken war. Jetzt sind die Zeiten anders geworden. Die kleinen Parteienunterschiede gerathen mehr und mehr in Vergessenheit und werden zum Theil nur noch künstlich aufrecht erhalten; dagegen sind die Verbrechen gegen die öffentliche Sittlichkeit so in's Große getrieben, daß gar keine bestimmte politische Gesinnung, sondern nur noch ein Rest von gesundem Menschenverstand und gesundem Gefühl dazu gehört, um sie in ihrer ganzen Scheußlichkeit zu begreifen. — Es ist darum nicht unzweckmäßig, von Zeit zu Zeit die Aufmerksamkeit auf solche Ausgeburten der menschlichen Verworfenheit hinzulenken, und wie Junius sich ausdrückt, „sterblicher Infamie das Gepräge der Unsterblichkeit zu verleihen.“ Als ein solches Zeugniß, wie tief der Mensch sinken kann, führen wir heute ein unscheinbares Localblatt an, den „Königsberger Freimüthigen“. Dieses Blatt galt seit dem Anfang der Revolution, wenn nicht für einen Ausdruck von den wirklichen Gesinnungen der Regierung, doch wenigstens für den Ausdruck einer von ihr protegirten Gesinnung. Es hat sich in der neuesten Zeit zu einer Höhe aufgeschwungen, wie sie wol die Literatur keines andern Volks erreicht hat. Der Redacteur erzählt unter Anderem, man habe einen gewaltsam abgetriebenen Fötus gefunden, der in eine schwarzrothgoldne, mit der Firma einer bekannten Königsberger Handlung bezeichnete Fahne eingewickelt sei. Ein anderes Mal begegnet er einem mit Namen genannten, allgemein geachteten Königsberger Kaufmann. Er wird von diesem, wie von einigen Anderen, die mit ihm gehen, mit verächtlichen Blicken angesehen, und setzt hinzu: „Ich mache mir aber nichts daraus, denn ich weiß sehr gut, daß diese Herren in's Bordell gehen, in der und der Straße.“ — Solche Infamien kommen nicht etwa einzeln vor, sondern Woche für Woche, ja sie füllen das ganze Blatt aus, und dieses Blatt soll von der Polizei nicht blos subventionirt, sondern auch mit Beiträgen versehen werden.

— Es ist das anscheinend nur ein kleiner Zug, aber ein höchst charakteristisches Zeichen. Wenn die Behörden so weit gekommen sind, ihre Vertheidiger in einem schimpflichen Cloak zu suchen, wie soll man sich da noch daran gewöhnen, in ihnen die Hüter der öffentlichen Sittlichkeit zu ehren? — Da wir einmal in die kleine Presse eingegangen sind, so wollen wir diese Gelegenheit benutzen, einem Blatt, gegen das wir einmal unhöflich waren, weil es zu einer sehr unpassenden Zeit mit der Reaction in das nämliche Horn blies, ein Wort der Anerkennung zu Theil werden zu lassen. Wir meinen den Kladderadatsch. Zwar können wir noch immer nicht umhin, die Art und Weise, wie der Witz und der Humor in Deutschland sich die ernste Politik vom Halse schafft, als eine ungesunde und gefährliche zu bezeichnen, aber da es beinahe so scheint, als ob das bald die einzige Form sein dürfte, in der man seinem Gefühl Luft machen kann, weil die großen Herren sich auch einmal amustren wollen, und es daher der Britische des Harlekin verzeihen, wenn sie auch einmal selber von ihr getroffen werden, und da ferner eine glänzende Ausführung unter Umständen auch eine fehlerhafte Aufgabe rechtfertigen kann, so müssen wir gestehen, daß wir über die Einfälle dieses witzigsten aller Blätter, namentlich in der letzten Zeit, wo es überhaupt in der Auswahl seiner Gegenstände etwas rationeller geworden ist, eine sehr lebhaft Genugthuung empfunden haben. Geschichten, wie die von der Reise des Kaisers von China und die Makame auf Hassenflug können als kleine Meisterstücke betrachtet werden, und verdienen wol einen Platz in unserer satyrischen Literatur.

Bildende Kunst. (Die Dresdner Kunstausstellung.) — Kann eine Ausstellung, besonders eine so wenig besuchte, wie die Dresdner, auch kein vollständiges Bild der jetzt lebendigen Kunst geben, weil in der Regel bei derselben das Gebiet, auf welchem gerade das Bedeutendste geleistet werden kann, und geleistet wird, das der religiösen oder monumentalen Historienmalerei entweder gar nicht, oder doch nur durch bloße Entwürfe vertreten ist, so gewährt sie doch einen Einblick in die Geschmacksrichtung, welcher die Künstler bei freier Wahl des Gegenstandes und der Behandlungsart, das Publicum aber bei seiner Vorliebe oder Abneigung folgen, sie zeigt ziemlich deutlich die Stufe der Bildung, welche die Künstler zur Erschaffung, das Publicum zum Genuße der Kunstwerke mitbringen. Ueberblickt man die Masse der ausgestellten Bilder, und sieht man, welche gerade mit Vorliebe betrachtet werden, so zeigt sich, wie man im Allgemeinen einen leichten, mühelosen Genuß dem ernstern, schwierigern vorzieht, wie man von der einen Seite sich wo möglich nur amustren, von der andern bereitwillig Stoff zum Amustren darbieten will und sich mit einem kurze Zeit lang interessirenden Farben- und Gedankenspiele begnügt, es zeigt sich aber auch das andere Extrem, wo der Künstler durch die unergründliche Tiefe seiner Ideen imponiren will, der Beschauer aber meint, einen ganz besondern Genuß zu haben, wenn er endlich mit Schweiß und Anstrengung in diese Tiefe hinabgestiegen ist, und zwar in dem undurchdringlichen Dunkel Nichts sieht, aber desto mehr hineinendenken kann. Da sieht man Gletscher bei untergehender Sonne, die den unerreichbaren Lichtzauber der Natur handwerksmäßig durch eine auf's Höchste gestimmte bunte Farbenscala wiedergeben wollen, Mondscheinbilder, bei denen durch den Mantel eines bequemen Dunkels die Armuth der Erfindung und Mangelhaftigkeit der Form verdeckt wird, Genrebilder aller Art, wo der witzige Einfall oder die sogenannte poetische Idee entschädigen soll für Mangel an künstlerischer Kraft

und Leben, Zusammenstellungen von menschlichen Figuren, wo jede einzelne nur Hieroglyphe ist, die der Beschauer deuten soll und die für um so geistvoller erfunden gilt, je schwieriger sie zu lösen ist, sogenannte historische Compositionen, die, statt in voller Lebensfähigkeit und ergreifender künstlerischer Wahrheit den Beschauer in ihre ideale Sphäre zu erheben, von dem Beschauer am Leitfaden eines langen Commentars erst zurückgelegt und vergeistigt werden müssen: und man ist schon geneigt, die Frage, die sich unwillkürlich aufdrängt, ob denn aller Sinn für wahre Kunst und ihre Freuden ausgestorben sei, mit einem trostlosen Ja zu beantworten, da rettet noch, hier in einen versteckten Winkel zurückgedrängt, oder dort zwischen prahlerische Farbensflächen eingekleilt, ein kleines unscheinbares Bild den Glauben an das noch immer fortglühende Leben der Kunst und die Hoffnung, daß aus dem großen Aschenhaufen die einzelnen Funken eines verstoßen fortlebenden Kunstfeuers einstmals wieder zur erwärmenden, leuchtenden Flamme erwachen können. Daß aber diese Hoffnung erfüllt werde, das ist Sache eines gebildeten Publicums, das diese einzelnen Funken von der breiten Schlackendecke befreien, durch den Lebensathem eines verdienten Beifalls nähren und ansachen soll, das nicht zugeben soll, daß der Künstler zum Märtyrer werde, während der Charlatan der Held des Tages ist, daß die wahre Kunst betteln gehe, während das niedrigste aller Handwerke, die Pinselerei im Ueberflusse schwimmt. Es soll sich nicht mehr durch Namen bestechen lassen, wenn sie auch mit einer Prätention auftreten, die jede tadelnde Kritik durch den Ausspruch „Macht's besser“ zu entkräften denkt, es soll nicht geistlosen Farbenprunk an einem goldumrahmten Delbilde höher schätzen als an der schlichten, nach der Elle gemessenen Tapete, die dasselbe erreicht, nicht die sogenannten geistreichen Einfälle mehr bewundern, weil sie gemalt sind, als wenn sie geschrieben wären, kurz, es soll Schein und Wahrheit unterscheiden lernen und nach Verdienst würdigen. Doch dazu gehört vor Allem, daß ein wesentlicher Theil der Bildung, die Kenntniß der Principien wahrer Kunst fernerhin nicht mehr vernachlässigt werde, daß man sich frei mache von den bisher giltigen bequemen „Kunstansichten“, die durch sinnlose, aber tief sinnig klingende Phrasen das Wesen der Kunst zu erschöpfen schienen, in Wahrheit aber nur in Nebel einhüllten, daß man nicht meine, unsre Zeit bedinge eine andere Kunst als frühere Zeiten, und darum auf die Werke einer vergangenen Periode wie auf einen überwundenen Standpunkt mit dünkeltäpfer Verachtung herabsehe, als ständen wir jetzt mit unsrer philosophischen Tiefsinnigkeit in unsren Kunstwerken höher, als jene alten Meister mit ihrer kindlichen Naivetät, oder als wäre es künstlerischer, ein Bild, wie der Maurer, mit dem Spachtel, als mit dem Pinsel zu malen. Man beachte die Werke, die Jahrhunderte lang in ungeschwächter Wirkung zu uns gesprochen haben, und würdige sie des genauern Umgangs, man gehe dem Wege im Geiste nach, dem die Kunst von ihrem ersten kindlichen Auftreten bis zu ihrer vollsten Blüthe gegangen, und man wird bald von der hohen Meinung, die man von der Kunst der Jetztzeit hatte, herabsteigen zu dem demüthigen Bekenntniß, daß wir noch weit zu laufen haben, bis wir unsre Vorfahren eingeholt haben werden, und daß gerade der Weg, auf dem die Kunst heutzutage am prunkvollsten und sichersten einherstolzirt, ein Irrweg ist und zum Verfall führen muß. Und ist man erst zu dieser Erkenntniß gekommen, die immerhin schon Etwas werth ist, so wird man eben wieder bei den Alten auch den Leitfaden finden, der zu dem rechten Wege zurückführt. Sprechen sie doch deutlich und bestimmt die ewig geltenden Principien der Kunst aus, nur muß man sich Mühe geben, ihre Sprache verstehen zu lernen.

Wenn schon ein bloßes fortgesetztes Anschauen vortrefflicher Werke einen Jeden von dem unbewußten Staunen endlich zu einer gewissen instinctartigen Sicherheit in der Erkenntniß des Schönen führt, so wird ein planmäßiges Studium zur völligen Einsicht in die Gründe bringen, durch welche jene Werke den hohen Grad künstlerischer Vollendung erreicht haben, durch den sie auch den Robesten in ein ehrfurchtsvolles Staunen versetzen, und wenn dann auch noch Vieles, vielleicht die größte Hälfte dieser Vorzüge immerhin unaussprechbar bleibt, weil eben die Kunst da in ihr eigenes Gebiet eintritt, wo die Sprache verstummt, so lassen sich doch die Principien, ohne welche diese unaussprechbaren Vorzüge nicht zu erreichen gewesen wären, in Worte fassen und zum sichern Leitfadern eben so bei Erschaffung, wie bei Beurtheilung von Kunstwerken vereinigen. Zur Unterstützung bei diesen Studien empfehlen wir schließlich ein Werk, dessen specielle Besprechung wir für ein anderes Mal ersparen: Das Wesen der Malerei von M. Unger. —

Literatur. — Wir erwähnen zunächst die gesammelten Werke des Grafen August v. Platen, 6. und 7. Band (Leipzig, Dyk). Sie sind zur Ergänzung der Cotta'schen Gesamtausgabe bestimmt und werden allen Verehrern des Dichters eine willkommene Zugabe sein. Daß wir zu diesen nicht gehören, haben wir in einer frühern Nummer angedeutet; wir dürfen daher wol kaum noch bemerken, daß wir die Ansicht des Herausgebers, Johannes Münder, der in Platen die Spitze der lyrischen Poesie sucht, nicht theilen. — Aus dem poetischen Nachlaß enthalten diese beiden Bände namentlich eine schwache Jugendarbeit, „Marats Tod“ und die „Polenlieder“, die zu dem Interessantesten gehören, was er in der Lyrik geleistet hat, weniger ihres ästhetischen Werths wegen, als wegen des lebhaften und wahren Gefühls, das sich in ihnen ausspricht. Eins von diesen Gedichten ist auch in formeller Beziehung schön: „O kommt im Verein, ihr Männer, o kommt“ u. s. w. — Der Hauptinhalt ist der Briefwechsel des Dichters mit seinem Jugendfreunde, dem Grafen Fugger, und einigen Andern. Die älteren Briefe, die während der Anwesenheit des Dichters in Deutschland geschrieben sind, enthalten manche lehrreiche allgemeine Betrachtungen; in den italienischen Briefen dagegen, die den ganzen zweiten Band ausfüllen, herrscht das persönliche und geschäftliche Interesse auf eine nicht gerade angenehme Weise vor. Einiges davon hätte der Herausgeber wol im Interesse seines Helden auslassen sollen, z. B. die leidenschaftlichen Ausfälle gegen Cotta, die doch kein culturhistorisches Interesse haben, und die zu Recriminationen führen könnten. Ueberhaupt geht die Reizbarkeit des Dichters in's Grenzenlose. Wir führen hier einige Stellen an, die sich auf Heine beziehen. In einem Briefe an Schelling vom December 1828 sagt er (Bd. 7, p. 143): „Noch kürzlich besuchte der schamlose Jude Heine, ein armseliger Schmierer und Sansculotte, von dem mir neulich ein Durchreisender ein Werkchen mittheilte, einen meiner Bekannten in Florenz und äußerte, indem er behauptete, daß ich in Deutschland gar nicht bekannt sei, daß Cotta von seinem letzten Werkchen in drei Monaten 6000 Exemplare abgesetzt habe . . . Erlauben Sie mir, eine Nation, deren beliebteste Schriftsteller, wie doch die 6000 Exemplare beweisen, wahre Satanasen sind, zu verabscheuen. Ob es dieser Mensch durch seine Intriguen bei Cotta nicht dahin bringt, daß dieser meinen Oedipus, womit ich dem ganzen Lumpengefindel die Centnerlast meiner Ueberlegenheit fühlen lasse,

nicht abdrucken läßt?" — Ferner in einem Brief an Fugger (p. 131): „Ein Reisender theilte mir seine Reisebilder mit, die kaum als Impromptus eines Handwerksburschen gut genug wären.“ — Und so noch an mehreren Stellen. Er kann nicht anders von ihm reden, als indem er ihn den Juden Heine nennt. — Von Interesse dürfte noch Platen's Urtheil über Waiblinger sein, mit dem er in Italien zusammen war. In einem Brief an Gustav Schwab (Februar 1828, p. 85), sagt er: „Er hat viel Talent, aber vielleicht nicht genug, um eine Existenz darauf zu gründen. Der Aufenthalt in Italien ist ihm in vieler Hinsicht schädlich und vermehrt seine Geniesucht. Seine Gedichte werden um nichts besser, wenn auch in jedem das Pantheon, das Colosseum und das Forum romanum vorkommt, was Alles bei ihm Phrasen sind. Ein eigentlich tiefes Naturell hat er gar nicht; aber es kann ein potenziertes Kokebue, ein wahrer Kokebue im Domino aus ihm werden, der auf dem Theater große Fortune macht. Die Täuschung besteht blos darin, daß solche Leute sich dann für künftige Sophoklesse halten, was man aber nicht so leicht werden kann, wenn man gelebt hat wie ein Schwein, was er selbst jeden Tag eingesteht; denn seine Aufrichtigkeit geht bis zum Ekelfastem. Lord Byron könnte zwar die liederlichen Genies in Credit bringen, aber abgesehen, daß es bei ihm gewiß nicht halb so arg war, als man es macht, so lebte er auch in glänzenden Verhältnissen und hatte nicht nöthig, den Bierkneipensitzer und Bordellgänger zu machen.“ — Ferner p. 70: „Er macht hier den Apostel der Clafficität des Geschmacks, was recht gut wäre, wenn dieser Geschmack nur auch in seinen eignen Productionen herrschte. So aber erscheint es als Etwas, was man blos vom Hörensagen her hat.“ — p. 102: „Bei Waiblinger ist man bis jetzt ganz im Unklaren, wozu er eigentlich Talent habe. Mich können solche Probleme ganz perplex machen. Denn ich möchte ihn eben so wenig verachten, als ich ihm eine ehrenvolle Stelle einräumen könnte Gegenwärtig schreibt er Gedichte über den römischen Carneval . . . , die eine so ganz faunische Brunst athmen, daß wir nicht wußten, ob wir darüber lachen oder weinen sollten Dabei sind diese Gedichte voll von den wunderlichsten Plattitüden; so heißt es einmal von einer gewissen Arlequina, mit der er im Corso herumschweift und die eine große Rolle in diesen Gedichten spielt. „sie wäre „keine Beatrice zwar, aber eine Bajadere““, wogegen Niemand etwas einwenden wird. Das „zwar“ ist so ungeheuer komisch, daß es mir Mühe machte, nicht herauszuplazen *). Der Mann ist wirklich zu bedauern, er verdiente vielleicht eine bessere Richtung zu bekommen, doch sehe ich nicht ein, wodurch; er hat, wie es scheint, gar keine Religion.“ —

Ein im Jahr 1849 geschriebenes Buch: Die deutsche Volksbewegung von Gottes Gnaden. Geschichte des Jahres 1848 von Ferdinand Röse, welches durch den Banquerout der Verlagsbuchhandlung in Vergessenheit gerieth, ist von der Buchhandlung Mäcken und Jonghaus in Neutlingen wieder aufgelegt. Es ist in mancher Beziehung dieser Aufmerksamkeit werth, nicht wegen seiner Ansichten oder wegen seiner historischen Kritik, denn in beiden sind wir jetzt unendlich weiter, und der Standpunkt des wohlwollenden demokratischen Liberalismus kann uns nicht mehr befriedigen, aber wohl wegen seiner Schilderungen, die zum Theil sehr lebendig und anziehend sind.

*) Offenbar hat Waiblinger Bajadere hier als Nomen proprium gebraucht, und die Goethe'sche Bajadere gemeint.

Ein sehr empfehlenswerthes Buch sind die „Mikroskopischen Blicke in den innern Bau und das Leben der Gewächse, von Rossmäpler. (Leipzig, Costenoble.) Es sind stenographirte Vorlesungen, und tragen die Uebelstände an sich, die von jeder geschriebenen Vorlesung unzertrennlich sind. Der Verfasser hätte sich wol die Mühe geben können, die rhetorischen Beiwerke, die für ein Buch nicht gehören, auszumergen. Aber der Inhalt ist vortrefflich, und man wird auf eine geistvolle, gründliche und doch populäre Weise über Gegenstände belehrt, die doch jeden Gebildeten interessiren müssen. Zahlreiche Illustrationen verdeutlichen den Vortrag. — Das Buch ist bestimmt, den ersten Band einer Reihe populärer Vorlesungen aus dem Gebiet der Natur zu bilden; ein Unternehmen, das wir nur billigen können.

Wir gehen auf das Gebiet der **Poesie** über. Zunächst haben wir über einen fremden Dichter zu berichten: Johann Ludwig Runeberg, dessen gesammelte Werke, übersetzt von Wachenhusen, in Leipzig bei Lorch erschienen und vorläufig den 13. und 14. Band der skandinavischen Bibliothek ausfüllen. Runeberg ist ein schwedischer Dichter, der jetzt etwa 50 Jahre alt sein mag, und der der Provinz Finnland angehört. Sein Talent erinnert in vieler Beziehung an Tegnér. Das eine der beiden Gedichte, die uns vorliegen, Nadeschda, zeichnet sich durch etwas aus, was den eigentlichen Reiz solcher poetischen Erzählungen ausmacht, durch den sinnigen Ton, der in Farbe und Stimmung festgehalten wird. Es ist damit gerade wie mit einem landschaftlichen oder historischen Gemälde. Es kommt nicht blos darauf an, die einzelnen Züge der Realität gemäß lebendig darzustellen, sondern eben so sehr darauf, das Ganze in einen einheitlichen poetischen Ton zu verschmelzen. Das ist dem Dichter hier im höchsten Grade gelungen; nur einmal fällt er heraus, als er mitten in dem idyllischen Leben im Innern Rußlands die moderne Hofhaltung der Kaiserin Katharina und des Fürsten Potemkin darstellt, was gar nicht nöthig wäre. — Gegen den etwas düstern Ton dieses Bildes sticht die leichte, lebhafte Farbe des zweiten ab: „Die Sagen vom Fährdrich Stahl,“ eine patriotische Darstellung aus dem finnischen Feldzug von 1808. Als Ganzes nicht bedeutend, aber in den einzelnen Romanzen mit einem frischen, lebhaften Soldatenton durchgeführt. — Ein empfehlenswerthes Buch ist ferner: „Gedichte Walters von der Vogelweide, nach Lachmann's Ausgabe übersetzt von Weiske“ (Halle, Pfeffer). — Die Uebersetzung zeichnet sich vor der sonst sehr vortrefflichen Simrock'schen durch eine größere Vollständigkeit und durch größere Worttreue aus. Auch hat der Verfasser biographische Notizen hinzugefügt. Der Geschmack unserer Lyrik weicht zwar sehr wesentlich von diesen alten Weisen ab, aber es wird auch für manchen Gebildeten, der sich nicht gerade literar-historisch mit dem Gegenstand beschäftigt, von Interesse sein, diese naive, in ihrem Ausdruck anmuthige und verständige Sinnlichkeit gegen die Convenienz unsrer tragischen Sentimentalität in Gegensatz zu stellen. — Von neueren Dichtungen führen wir an: „Aus der Blumenwelt. Ein Märchenepos.“ (Dresden, Robert Schäfer.) Der Verfasser hat seine Dichtungen der Herzogin von Gotha gewidmet. Wir haben das Gedicht zwar nicht ganz durchgelesen, denn von dem beliebten Modegenre der beliebten Blumen haben wir in neuester Zeit gar zu viel erhalten, aber wir haben beim Durchblättern manche recht niedliche Stelle darin gefunden. — Nacht und Sterne. Von Emil Althaus. (Leipzig, Thomas.) Ist im Genre von Lamennais. Gedichte

in Prosa haben den Vorzug, daß man in ihnen wenigstens nicht so leicht verführt wird, reinen Konsens zu sagen, was bei künstlichen Rhythmen nur zu leicht geschehen kann. Dagegen verführt die Form zu einem weichen bequemen Pathos, und zu einem Verschwimmen in Abstractionen, das nicht weniger unpoetisch genannt werden muß. In diesem Genre hat eigentlich nur Novalis Bedeutendes geleistet, dessen Hymnen an die Nacht trotz ihrer gestaltlosen Mystik eine reiche Quelle der Poesie enthalten. Im Uebrigen dürfte es doch gerathener sein, was sich einer wirklich poetischen Gestalt nicht bequemen will, lieber in reiner Prosa zu sagen, denn die Mischgattungen sind nicht förderlich für die Literatur. — Anna. Ein Idyll in sieben Gesängen von Karl Heinrich. Zweite Aufl. Kiel, Schröder. Die erste Auflage hat in Holstein, von dessen Stillleben sie ein anmuthiges Bild giebt, vielen Anklang gefunden. Das Gedicht verdient es auch wegen des zugleich ernstern und heitern Gemüths, das sich in ihm ausspricht. In ästhetischer Beziehung ist aber viel dagegen einzuwenden. Das Idyll verlangt in seiner ersten Grundlage allerdings eine derbe und detaillirte Schilderung der kleinen Wirklichkeit, wie sie uns Voss gegeben hat; zu einem Kunstwerk aber erhebt es sich erst, wenn es eine ideale Färbung und wenigstens die Ahnung einer weitern Perspective gewinnt, wie es z. B. Goethe in seinem Herrmann und Dorothea so unvergleichlich gelungen ist. Das gegenwärtige Gedicht erinnert mehr an Luise, als an Herrmann und Dorothea, ja die Sprache geht in ihrer Bequemlichkeit zuweilen noch über Voss hinaus. — Zum Schluß führen wir ein Paar Sammlungen aus einem andern beliebten Genre an: Orientalische Granaten von Castelli (Dresden, Schäfer), und: Sagen aus dem Orient, nach den Quellen bearbeitet von Letzerich (2. Aufl. Mannheim, Belsheimer). — In beiden Sammlungen ist nur der Inhalt orientalisches, die Art und Weise der Behandlung ist modern; doch nimmt es der Letztere strenger mit seinen Quellen. Er hat auch wissenschaftliche Erläuterungen hinzugefügt, die sein Verhältniß zu denselben feststellen sollen. Wir finden in beiden Büchern manche interessante Stoffe geschickt und poetisch behandelt; doch will es uns scheinen, als ob es zweckmäßiger wäre, wenn wir uns mit unsrer Poesie in unser eigenes Wesen vertieften. Die Nachbildung der orientalischen Poesie hat in einer Zeit, wo es uns an Farbe fehlte, der Dichtung einen neuen Schwung gegeben. Auf die Länge bringt aber doch gerade dieser Farbenreichtum eine gewisse Eintönigkeit und einen Mangel an gemüthlicher Theilnehmung hervor, welcher der natürlichen Entwicklung der Poesie nicht günstig ist. Wer hat ohne Genuß im Westöstlichen Divan oder in den Oestlichen Rosen gelesen? Aber diese tropische Vegetation wird doch früher vergehen, als der Naturwuchs unsrer deutschen Pflanzenwelt. — Oscar v. Redwitz ist in der Revue des deux mondes von Taillandier in einem ausführlichen Artikel besprochen worden. Der Kritiker sieht in ihm eine glückliche Reaction gegen die Unthaten der Hegelianischen Demagogen, die wie die brüllenden Löwen herumgingen, um alle Unschuld und alles Christenthum zu verschlingen. „Es ist endlich Zeit,“ sagt er, „daß Deutschland sich wiederfinde. Mit dem lebenswürdigen Dichter, den es mit so großem Entzücken aufgenommen hat, scheint es wenigstens zur Kindheit zurückgekehrt zu sein. (Il semble déjà qu'elle revienne à l'enfance.)“ — So wär' es ja zum Lächeln wieder Zeit! — Taillandier giebt übrigens eine Biographie. Der Dichter ist nach ihm im Juni 1833 im Ansbach'schen geboren, wenn das nämlich nicht ein Druckfehler ist, denn nach dieser Berechnung müßte

er im achten Jahre auf die Universität gekommen sein. Wir erfahren übrigens, daß Redwig bereits von einer ganzen Schule umgeben ist. Einer dieser Schule, Herrmann v. Bequignolles, hat im Jahr 1849 ein Gedicht geschrieben, „Hilarion“ ein Gegenstück zum Faust und zum Iob. Hilarion ist ein treuer Royalist, den Satan vergebens zu verführen oder in Verzweiflung zu stürzen sucht. Er sieht die Demagogie triumphiren, seinen König und Herrn in einem blutigen Aufstand umkommen, er wird von seinen Freunden verlassen, von seiner Frau verrathen, von seinem Sohn verflucht, aber stark in seiner Zuversicht trotz er den Anfechtungen. Trotz meiner Leiden, sagt er zu Satan, ist mein Gewissen freudig. Du kannst mir Alles nehmen, was ich liebe, aber nicht den Frieden. — Außerdem hat er ein Gedicht „Blondel“ geschrieben. In diesem Gedicht wird Richard Löwenherz ein Muster von Frömmigkeit, der Sultan Saladin wird durch den Sänger Blondel befehrt, seine Tochter Nurmahal geht in's Kloster und wird später Königin von England. —

Von neueren Romanen führen wir an: „Zwei Generationen, oder Geburt, Herkunft und Erziehung. Eine Novelle vom Grafen v. Belfast. Aus dem Englischen von Dubois.“ (Vemgo und Detmold, Meyer.) Die Geschichte sucht den Reichthum in den Ereignissen, wie er in der Schule von Dumas und Sue vorhanden ist, mit strenger Moralität zu verbinden. Die Art und Weise seiner Erzählung erinnert am meisten an Thackeray. Sie ist im Einzelnen sehr fein, selbst geistreich, aber Licht und Schatten sind nicht gehörig gruppiert, darum macht sie den Eindruck des Verwaschenen. Der Verfasser gehört der liberalen Partei an und macht mitunter den Eindruck einer weiblichen Feder. Seine Emspfindung ist lebhafter, als seine Gestaltungskraft. — In der niederländischen Bibliothek (Leipzig, Vork) ist der 22. und 23. Band erschienen und enthält den Roman von Conscience „der Geizhals“, den wir schon nach einer andern Uebersetzung besprochen haben. Die gegenwärtige Uebersetzung ist von Eduard Wegener und liest sich vortreflich. Hinzugefügt ist eine kleine Skizze: „Was eine Mutter leiden kann“, in der Manier der Weihnachtsgeschichten von Andersen.

Theater. — Heinrich Laube hat in Wien das „Mädchen von Heilbronn“ neu bearbeitet und durch die Art und Weise dieser Bearbeitung unter Anderen die lebhafteste Befriedigung des alten Ludwig Tieck erregt. — Der Danziger Musikdirector Markull hat eine romantisch-komische Oper in drei Acten, „das Walpurgisfest“, vollendet. Der Text ist von Moriz Hartmann, nach der bekannten rheinischen Sage von Otto dem Schüz. — Gustav v. Puttlich hat eine neue Oper von Flotow, „Mübezahl“, zu der er den Text geschrieben hat, auf seinem Landsitz durch Dilettanten zur Aufführung gebracht. —

Rudolph Cersf wird in Berlin am 15. October in dem sogenannten Circus-Theater seine Vorstellungen beginnen und daselbst fortsetzen, bis das neue Königsstädtische Theater fertig sein wird. —

In der kurzen Zeit, daß der k. k. Hofschauspieler Davison die Breter betreten hat, scheint es sich ziemlich allgemein herausgestellt zu haben, daß er zu unsren bedeutendsten Bühnenkräften gehört. Nur werfen ihm competente Beurtheiler vor, daß er sich zu sehr zu der französischen Manier greller Contraste neigt, in der zwar die einzelne Leidenschaft einen kräftigern Ausdruck gewinnt, die Gesamtdarstellung des Charakters aber verliert. —

Franz Pachner in München hat im Auftrage des Königs den „König Oedipus“ in Musik gesetzt. Im Herbst sollen in einer dreitägigen Aufführung die drei zu diesem Mythos gehörigen Tragödien des Sophokles gegeben werden. —

Eine neue Tragödie von Rudolph Guszmann: „Valeria“ (Leipzig, Otto Wigand.) stellt sich die Aufgabe, die Zeit des römischen Kaiserthums, in welcher die christliche und heidnische Bestimmung mit einander rangen, in einer Art von Gesamtbild wiederzugeben. Die Aufgabe ist zwar sehr schwierig, aber an sich nicht unmöglich; denn wenn wir auch im Allgemeinen nur diejenige Form des Drama's können gelten lassen, in welcher Charaktere und Situationen geschildert werden, die ein allgemein menschliches Gepräge tragen und daher jederzeit gleich verständlich sind, so können wir doch dem eigentlich historischen Genre, welches große welterschütternde Ideen an bestimmten Trägern versinnlicht, eine gewisse Berechtigung nicht versagen. Zu einer solchen symbolischen Versinnlichung von Ideen ist vielleicht kein Gegensatz so geeignet, als der oben angeführte. Aber eine derartige Tragödie erfordert einen strengen tragischen Styl und läßt die genreartige Behandlung des Einzelnen, die sich unsre Dichter durch eine falsche Nachahmung des Shakespeare angewöhnt haben, am wenigsten zu. Es ist das heiläufig dasselbe Gesetz, welches wir auch auf das historische Gemälde anwenden müssen. In dem gegenwärtigen Stück wird nicht nur dadurch gesündigt, daß der ganze Inhalt in eine gemeine Intrigue verläuft, und daß daher weder das Bekenntniß des Christenthums, noch das der hochmüthigen Selbstvergötterung an seiner Stelle den nothwendigen tragischen Eindruck machte, sondern vor allen Dingen durch den ganz individuellen, zuweilen saloppen, zuweilen geradezu abscheulichen Styl, einen Styl, der zwischen Trivialität und Schwulst schwankt. So sagt z. B. ein Slave von der Krankheit, die den Kaiser Galerius auf das Todtbett führt, (heiläufig in einer jener Volksscenen, die seit Shakespeare ein Erbübel aller historischen Dramen zu sein scheinen:) „Die Dinger krochen ihm so hart zu Leibe, daß er sie für Bittsteller der Nazarener hielt und ihnen auf ihr heißendes Ersuchen die Aufhebung des Edicts als Versöhnungssalbe applieirte.“ Das geht ja noch weit über Hebbel. Eine solche Sprache ist weder historisch, noch poetisch, und der sicherste Ausdruck einer unvollkommenen Bildung, denn die Stelle steht keineswegs vereinzelt, man könnte eine sehr reichliche Blumenlese von ähnlichen anlegen. Wenn z. B. Valeria einmal sagt: „Wenn mich ein schmerzlich süßes Weh durchzittert, der Himmel dort mit seinen blauen Augen so freundlich nach mir blickt, und jede Blume so duftberedt zu meinem Herzen spricht u. s. w.“ — so ist eine solche Sprache zwar scheinbar der Gegensatz zu jenen Cynismen, aber eigentlich eben so ein Zeichen von jener übertriebenen Neigung zu Bildern, die alle Idealität und Charakteristik des Styls aufhebt, als wenn ein Kaiser zu seinem Günstling sagt: „Wenn die tolle Bestie, deine Zunge, dir auszureißen droht, so stürze dich in ihre Bügel, soll das dumme Vieh nicht sich und den Herrn zum Cocytus reiten.“ — Wir legen hier auf den Styl darum vorzugsweise Gewicht, weil es in unserer verwilderten Zeit das Erste ist, wonach man bei Beurtheilung eines Kunstwerks fragen muß. Mit dem Styl allein ist freilich noch nicht viel gemacht; aber wo der Dichter noch nicht einmal so weit gekommen ist, sich dieses Handwerkszeug vollständig anzueignen, ist es kaum der Mühe werth, nach der weitern Beschaffenheit des Kunstwerks zu fragen.

Musik. — In dem neuesten Heft der *Revue des deux mondes* steht ein Aufsatz von Scudo über die kunstphilosophischen Versuche von Richard Wagner und Franz Liszt, der ganz unbedingt darüber den Stab bricht. Wir müssen gestehen, daß wir zwar Vieles in dieser Kritik angetroffen haben, mit dem wir übereinstimmen, und das auch von uns bereits mehrfach angeregt ist, daß es aber doch fast so scheint, als wolle sich der Verfasser aus einem Extrem in's andere stürzen, und an Stelle der formlosen Uebersteigerung des geistigen Moments die Trivialität setzen. Schon seine begeisterte Besprechung der Leipziger musikalischen Briefe kann diesen Verdacht rege machen. — Den Bemühungen der Wagner-Liszt'schen Schule ist es gelungen, jetzt wenigstens dem Tannhäuser auf den meisten der größeren deutschen Bühnen die Aufnahme zu bereiten. Wir freuen uns unbedingt über dieses Resultat, denn wie sehr wir uns auch gegen eine Richtung erklären müssen, welche den Schwerpunkt der dramatischen Musik außer dem Bereich der eigentlichen Kunst verlegt, so sind es doch immer ernstgemeinte Bestrebungen, die zum wenigsten verdienen, dem unbefangenen Urtheil der Nation vorgelegt, also zunächst aufgeführt zu werden. — Man hat jetzt in Leipzig und Dresden Gelegenheit, in den Gartenconcerten einzelne, für bloßes Orchester arrangirte Stücke aus Wagner's Lohengrin zu hören. Wenn es überhaupt Thorheit ist, die Singstimme durch eine Clarinette, Posaune oder ein anderes beliebiges Instrument vortragen zu lassen, so macht es bei anderen Meistern die von ihnen angewendete melodische Kraft einigermaßen erträglich, da der Hörer im Stande ist, den musikalischen Gedanken zu verfolgen, und sich daraus einen Inhalt zu construiren. Anders verhält es sich mit Wagner. Seine Musik ist rein declamatorisch. Ausgeführte Melodien finden sich nur in seltenen Fällen, und sind dann von geringer Wirkung und wenig geeignet, das Gefühl anzusprechen, hingegen werden wir erdrückt von einem Geschiebe der ausgesuchtesten, aber nicht überall schön zusammengefüigten Harmonien, deren Gewebe auch darum schwer zu entwirren ist, weil die mit so vielem Raffinement aufgebaute Instrumentation das Verständniß eher hindert, als erleichtert. Es folgen sich ferner immer nur kurze Phrasen, ein länger ausgeführter Satz fügt sich selten zusammen. Bei dem rasch fortschreitenden Gange der Wagner'schen Dramas ist diese Art zu componiren nebenher schreitend; allein solche Musik für das Orchester zu übertragen, verräth keinen großen Geschmack und musikalischen Verstandniß. —

Bei der Feier des dreiundzwanzigsten Jahresfestes der Tübinger Liedertafel wurde von dem Musikdirector der Universität, Silcher, bisher nur bekannt durch seine recht guten Arrangements von Volksliedern und Compositionen kleinerer Gesangsstücke, ein größeres Werk aufgeführt, über welches sich die Kritik süddeutscher Blätter mit Anerkennung äußert. Der Text enthält den Monolog des Ajax von Sophokles mit einem Anfangs- und Schlußchor. Die Behandlung ist theils recitativisch, theils im Cantabile, die Solostimme in der Baritonlage. —

Bei Schloßinger in Berlin ist das erste Heft einer Sammlung „Musica sacra“ erschienen. Es enthält Kirchencompositionen a capella in Partitur und Stimmen und sind in dem ersten folgende aufgenommen: 6 Nummern von Palästrina, (darunter einige Sätze aus der missa papae Marcelli), ferner Stücke von Corsi, Jac. Gallus, Joh. Eccardt, Leonh. Schröter (1587), 2 doppelchörige misericordias von Durante,

ein Sanctus und 3 Crucifixus (6, 8 und 10stimmig) von Potti, einen 5stimmigen Choral von Joh. Mich. Bach, Tenebras von Mich. Haydn, Ave verum corpus von Mozart und Sanctus von Bortnianski. —

Neue Opern haben wir in der kommenden Zeit zu erwarten: von Flotow „la Réole“, von Dorn eine Episode aus dem Nibelungenliede, von Ferd. David „Hans Wacht“, dessen Text von dem Theatersänger Pasqué in Darmstadt gedichtet ist. Auch spricht man von einer neuen „Undine“ von dem bekannten russischen Componisten Dwof, Text von St. Georges in Paris. In Italien hat eine Oper eines gewissen Achilli Galli viel Glück gemacht. Sie heißt der „Herzog von Foiz.“ Der Russe Rubinstein, bekannt durch seine Wanderungen als Virtuos, hat eine Oper geschrieben „die Schlacht von Kulikowo,“ welche in Petersburg viermal hinter einander gegeben wurde.

Die Zollvereins-Conferenzen. — In Bezug auf die Form möchte man an dem Bescheid, welchen die preussische Regierung der Coalition ertheilt hat, Vieles auszusetzen haben. Es klingt wieder etwas von dem „Gefühl hoher Befriedigung“ durch, welches am 10. März 1849 die Note des Grafen Arnim Destreich gegenüber zu erkennen gab, als dieses mit großer Bestimmtheit das Gegentheil von dem verlangte, was Preußen wollte. Auch ist in der Feststellung des Gegensatzes in den beiderseitigen Ansichten, der doch in der Coalitions-Erklärung ziemlich klar ausgesprochen war, wieder manches Unbestimmte und Zweideutige eingeführt. Da wir indeß nicht darüber unterrichtet sind, ob durch diese Miene der Versöhnlichkeit nicht eine oder die andere der coalisirten Regierungen gewonnen werden könnte, oder, was viel wichtiger ist, ob nicht eine oder die andere der mit Preußen verbundenen Regierungen, um die Ehre der Mittelstaaten aufrechtzuhalten, eine solche Sprache gefordert hat, so können wir über diese Schwäche in der Form hinausgehen, da im Wesen die Hauptsache gewahrt ist. Die Regierungen von Preußen, Hannover, Oldenburg, Braunschweig und dem Thüringischen Verband haben die Erklärung gemeinsam adoptirt; der Septemberverein ist also auf alle Fälle gewahrt. Die Zumuthung, blos auf ein Provisorium einzugehn, ist abgelehnt; der neue Zollverband wird in derselben Art ein Definitivum, wie der alte, und seine Unabhängigkeit, Destreich gegenüber, ist wenigstens so ziemlich gewahrt. Endlich ist der Abschluß der Vorherigen herbeigeführt; man hat sich entschlossen, die Sache nicht weiter hinzuschleppen. Das ist, wie gesagt, die Hauptsache; was die etwaigen Abänderungen im Tarif betrifft, so bieten sie keine unübersteiglichen Hindernisse dar; so lange nur die Regierungen, die den Septemberverein abgeschlossen haben oder demselben beigetreten sind, darüber einig bleiben, daß, wenn man sich über einen neuen Tarif nicht einigt, der alte des Septembervereins bestehen bleibt.

Joseph von Radowiz ist wieder in den activen Dienst im preussischen Staat eingetreten, und zwar in einem Zweige, der ihm seit seiner ersten Wirksamkeit eigenthümlich angehörte. Wir glauben zwar nicht, in dieser Ernennung einen Wechsel in der allgemeinen Politik suchen zu dürfen, aber es spricht doch für ein fortdauerndes oder wiederhergestelltes gutes Verhältniß zum König.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grundow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. E. Elbert** in Leipzig.